

Digitalisierung soll dem Patienten nutzen

Wissenschaftler sieht Nachholbedarf in der deutschen IT-Infrastruktur

Die Digitalisierung des Gesundheitswesens wird meist nur unter gesundheitspolitischen Aspekten diskutiert. Prof. Dr. Bernhard Wolf, Leiter des Steinbeis-Transferzentrums Medizinische Elektronik und emeritierter Inhaber des Lehrstuhls für Medizinische Elektronik an der TU München, warf bei einer Veranstaltung in München einen technischen Blick auf die Frage, wie die Vernetzung der Akteure im Medizinbereich vorangetrieben werden könnte.

„Digitalisierung als etwas völlig Neues darzustellen, ist eigentlich nicht korrekt. Digitalisiert wird schon sehr, sehr lange. Nun allerdings mit anderen technischen Voraussetzungen als vielleicht vor zwanzig Jahren.“ Aber genau hier liegen laut Wolf auch die Probleme. Die Netzwerkbandbreite, die die Medizin heutzutage benötige, um effizient arbeiten zu können, sei um ein Vielfaches höher als jene von Video-on-Demand-Diensten wie Netflix. Deutschland hinke bei diesem Thema massiv hinterher. In Schweden komme Virtual Reality bereits bei der medizinischen Versorgung zum Einsatz, und auch in Frankreich sei man dank schneller Netze weiter als hierzulande.

Digitale Assistenzsysteme im Aufbau

Unabhängig vom gegenwärtigen Status des Netzausbaus werde an verschiedenen Techniken gearbeitet, die die medizinische Versorgung verbessern und Services für mehr Patienten zugänglich machen sollen – darunter zum Beispiel digitale Assistenzsysteme. Besonders in ländlichen Gegenden sei die ärztliche Versorgung mittlerweile zu einem echten Problem geworden, so Wolf. „Die Medizin ist inzwischen zu einer wirtschaftlich getriebenen Branche geworden. Nun soll die Technik dabei helfen, die Verfügbarkeit zu verbessern, indem die bestehenden Praxen effizienter arbeiten und damit mehr Patienten versorgt werden können. Viele technologische Neuerungen würden von den Betroffenen durchaus auch akzeptiert und angenommen. Wichtig sei dabei nur, dass die Patienten den Nutzen dahinter erkennen und verstehen, sagte Wolf.

Ein sinnvoller Ansatz hierbei sei etwa die Messung von Werten wie Blutdruck, Blutzucker, Puls und Ähnlichem im häuslichen Umfeld statt in der Arztpraxis. Geräte für den Hausgebrauch sind bereits seit vielen Jahren verfügbar. „Aber diese Werte werden in der Regel nur vom Patienten selbst als Kontrolle verwendet. Im Normalfall bekommt der Arzt die nicht“, so Wolf.

Datenzentren sind Stolpersteine

Immer mehr Hersteller arbeiten derzeit an Geräten, die Daten genau erfassen und direkt via Smartphone oder über ein zwischengeschaltetes Datenzentrum an den behandelnden Arzt senden. „Problematisch hierbei ist allerdings, dass die Verbindung der Geräte über NFC oder Bluetooth nicht einheitlich festgelegt ist und manche APIs (Schnittstellen zwischen verschiedenen Apps, Anm. d. Red.) einfach nicht kompatibel sind.“ Außerdem sei es schwierig, den jeweiligen Patienten einwandfrei zu identifizieren. Etwa, wenn eine andere Person im Haushalt gerade ihre Werte mit demselben Gerät misst. Weitere Stolpersteine sind laut Wolf zwischengeschaltete Datenzentren. Ursprünglich waren diese zur Entlastung der Ärzte gedacht, die nicht mehr rund um die Uhr für Notfallpatienten erreichbar sein wollten oder konnten. Die Aufgabe der Zentren bestand darin, die Daten der Patienten im Auge zu behalten und im Notfall entsprechende Schritte einzuleiten oder den behandelnden Mediziner darüber in Kenntnis zu setzen. Gescheitert sei dies jedoch daran, dass diese Zentren ein allzu großes Interesse daran gezeigt hätten, die generierten Daten zu verkaufen.

Mehr Patientendaten digitalisieren

Aber auch die Erhebung der Daten selbst stellt sich bisweilen als Problem dar. Gegenwärtig herrsche der Trend vor, schlicht alles zu digitalisieren, so das Resümee von Wolf. Schlussendlich landeten in medizinischen Datenbanken jedoch weniger die Primärdaten der Patienten, die zur Überwachung des Gesundheitszustands herangezogen werden können, sondern vor allem Abrechnungsdaten der Ärzte.